

sucht im andern stillen könnten, und niemand so arm, dass er von einem einzigen in seiner ganzen Wesenheit ausgeschöpft werden könnte; wir wissen daher, dass die Ehe uns nicht ein Abschluss sein kann, der unserem Leben endgültige Bahnen anweist. Der Mann nun hat immer neben der Liebe noch seinen Beruf, so dass er, wenn er keine andere Liebe sucht oder findet, wozu er ja weit mehr Bewegungsfreiheit hat, als die Frau, stets noch einen andern Wert darstellt, als den des Gatten. Die Frau aber wird heute durch die Ehe zu Pflichten gezwungen, die sich eigentlich von der Liebe ableiten, und soll auch, wenn in ihr die Liebe erloschen ist, ihr Leben lang diese selben Pflichten als einzigen Lebenszweck erfüllen. Auch die Mutterschaft kann einer Frau nur als wirklicher Beruf angerechnet werden, wo sie in Tat und Wahrheit Erzieherin zu sein versteht.

Hat die Frau nun einen Beruf — die Auswahl in Berufsarten wird ja ins Unendliche wachsen, wenn man einmal nur noch zwischen nutzbringender und nutzloser Betätigung und nicht mehr zwischen vornehmeren und weniger standesgemässen Arbeiten unterscheidet —, so wird es für sie eine tiefe Befriedigung bedeuten, wie der Mann, ihre Arbeitskraft eventuell auch ausserhalb des Hauses für die Allgemeinheit einzusetzen. Sobald die Frau einmal einen andern Inhalt besitzt, als nur den Mann und die Liebe — gerne mag sie dabei die Liebe als den köstlichsten Schatz ihres Lebens betrachten —, wird auch das Nebeneinander, das fast in allen Ehen auf die Liebe folgt, zu einer Gemeinschaft, die keinen der beiden Gatten demütigt, wenn sie um des Kindes willen, an dem doch wahrhaftig der Vater auch sein Anrecht hat, zusammenbleiben, oder wenn zwischen ihnen, trotz zeitweiligen Auseinandergleitens, eine Übereinstimmung herrscht, die sie zu lieben Lebensgenossen für einander macht. Nur die Frau, die fest in einem klar umschriebenen Beruf den Segen der zielbewussten Arbeit in sich aufgenommen hat, wird als Mensch frei sein und auch — mit oder ohne Ehe — frei in ihrer Liebe.

XX

EDOUARD ANSEELE · REDE DES LEITERS EINER SOZIALISTISCHEN PRODUKTIVGENOSSENSCHAFT AN DEREN ARBEITER UND ANGESTELLTE

LIEBE Genossen, wir sind hier alle, Arbeiter, Angestellte und Leiter der Genossenschaft, versammelt, um die Antwort des Aufsichtsrates auf eine vom Personal gestellte Forderung nach Erhöhung der Löhne und der Gehälter zu vernehmen und zu besprechen. Trotz ihres aufrichtigen Wunsches, uns zufriedenzustellen, ist die Antwort der Mitglieder des Aufsichtsrates abschlägig ausgefallen. Zwei Mitglieder des Aufsichtsrates, Peter und Jakob, waren für die Zulage; die vier anderen, Paul, Julius, Franz und ich, waren dagegen. Die Minorität hat sich alsdann der Majorität gefügt, und ich erlaube mir nunmehr, im Namen des Aufsichtsrates euch die Gründe für unsern Beschluss mitzuteilen. Hört mich, bitte, aufmerksam an; ich werde so kurz und so klar, wie möglich, sein.

Unser Betrieb arbeitet noch nicht ein Jahr, und wir sind beinahe sicher, unser erstes Geschäftsjahr mit einem Verlust abzuschliessen. Ihr werdet uns darin

bestimmen, dass das nicht der geeignete Augenblick ist, um die Gehälter und Lohnsätze zu erhöhen. Aber selbst wenn wir die Hoffnung hätten, am Ende des Jahres Gewinn und Verlust auszugleichen oder ein bisschen Geld zu übrigem, anstatt sicher zu sein, draufzulegen, würde die Mehrheit des Aufsichtsrates sich dennoch der geforderten Erhöhung aus folgenden Gründen widersetzt haben.

Ihr wisst ebenso gut, wie wir, dass die Organisation und die Werkzeugausrüstung unseres Betriebes noch lange nicht vollkommen sind; unsere Anfänge sind schwer, wie fast alle Anfänge; unsere Maschinen und Fabrikationen bringen noch nicht den gewollten Überschuss, und das Werk selbst befindet sich noch nicht in günstiger Lage. Übrigens kommt ihr alle aus kapitalistischen Fabriken, wo bei bestimmten Arbeiten der Arbeiter seine Arbeitskraft weder vollständig auszunutzen wagt, noch ausnutzen will, weil er fürchten muss, dass die Lohnsätze herabgesetzt werden, wenn sein Wochenlohn das von den Unternehmern gerade noch geduldete Maximum übersteigt. Aus allen diesen Gründen tragen und produzieren der Betrieb, unsere Maschinen, wir selbst und das Genossenschaftsprinzip noch nicht so viel, wie sie könnten; alle unsere Anstrengungen müssen darauf gerichtet sein, dass wir in möglichst kurzer Zeit zu der höchsten Stufe der Produktivität gelangen, weil die Zukunft unseres Unternehmens und die Erhöhung unserer Löhne und Gehälter davon abhängen. Unser Losungswort und unser Stolz muss sein, von unserer Arbeit zu leben, ohne die Hilfe eines dritten, und unser Unternehmen gross zu machen durch unsere vereinte Arbeit und Liebe. Niemand von uns möchte von Almosen leben; niemand möchte auch nur, dass die Armenpflege seinen unzulänglichen Lohn ergänzt, damit er seine Familie ernähren kann. Dieser Stolz ehrt uns; aber wenn wir durch eine verfrühte Erhöhung unserer Gehälter und unserer Löhne das Gesellschaftskapital unserer Genossenschaft aufzehren, wenn wir unser Einkommen aus den Ersparnissen vermehren, die die Gründer unserer Genossenschaft uns anvertraut haben, auf dass wir im Rahmen unserer Mittel das Ideal der Produktion durch die Arbeiter selbst verwirklichen sollten: seht ihr nicht, dass wir dann indirekt doch von Almosen leben würden? Niemand von uns allen möchte ein Almosen aus der Hand des Reichen annehmen, und wir sollten ihn aus den Taschen unserer armen Arbeitsbrüder herausholen, die mit uns diesen sozialistischen Betrieb, das Symbol aller unserer Fähigkeiten und aller unserer Hoffnungen, gegründet haben? Niemand von uns möchte das, und auch aus diesem Grunde konnte die gewünschte Lohn-erhöhung zurzeit nicht bewilligt werden.

Es gibt aber auch noch andere Gründe.

Wir wünschen, ja wir können beinahe verlangen, dass die Konsumvereine uns unsere Waren abkaufen, uns bei gleichen Preisen den Vorzug vor unseren kapitalistischen Konkurrenten geben und uns in der ersten Zeit unseres Unternehmens selbst ein klein wenig höhere Preise, als unseren Konkurrenten, bezahlen, um uns die Möglichkeit der Existenz und des Wachstums zu geben. Aber unsere Wünsche und ihre Solidarität haben Grenzen, die weder von ihnen, noch von uns überschritten werden dürfen, wenn nicht die Konsumvereine darunter Schaden leiden soll. Was verlangen wir von den Konsumvereinen? Geschenke oder Almosen? Nein, Arbeit. Aber sie können unsere Arbeit nur unter der Bedingung kaufen, dass sie ihnen nicht teurer zu stehen kommt, als

die unserer Konkurrenten; andernfalls können die Konsumvereine bei uns nicht viel und nicht lange einkaufen. Nun sind wir aber darauf angewiesen, dass sie uns alles und immer abnehmen; sie können das aber nur und werden das nur tun, wenn unsere Verkaufspreise ihnen die Möglichkeit bieten, den Konkurrenzkampf mit Erfolg zu bestehen. Die Produktion der Genossenschaften muss ein Stützpfiler, keine Last für die Konsumvereine sein, die ihre Entwicklung behindert und sie in den Abgrund zu drängen droht. Wir müssen deshalb gerade so gut und gerade so billig produzieren, wie unsere Konkurrenten, auch für die Konsumvereine, die uns achten, andernfalls gehen wir rettungslos dem Untergange entgegen.

In dem Preise der Produkte unseres Genossenschaftsbetriebs spielt der Lohn eine grosse Rolle. Nun wisst ihr aber ebenso gut, wie ich, dass der Lohn nicht aus der Erde aufspriesst, wie das Korn, dass er nicht vom Himmel fällt, wie der Regen, und dass er uns nicht von den Wogen des Meeres zugetragen wird; der Lohn ist ein Produkt unserer Arbeit, ein Kind der Arbeit, das mit wachsender Produktivität in unserer Genossenschaft grösser werden wird. Wir müssen also alle darauf sinnen, unsere Arbeit so gut zu machen, wie wir nur können, mit eifersüchtiger Sorge über unsere Rohstoffe, unsere Werkzeuge, unsere Maschinen, unsere Waren zu wachen; denn alles das repräsentiert unser Vermögen, unser Geld und das unserer Arbeitsbrüder, die sich mit uns zu der Gründung zusammengenötigt haben. Wir möchten gewiss nicht, dass jemand irgend etwas bei uns verliert; und wenn wir durch unsere Schuld etwas von den Rohstoffen oder den Fabrikaten umkommen lassen oder verschwenden, dann haben wir unser eigenes Geld und das unserer Kameraden vergeudet. Halten wir uns das immer vor Augen: Wenn wir hier arbeiten, so sind wir mehr, als blosser Lohnarbeiter, mehr auch, als die Arbeiter einer Genossenschaft: wir sind die Bannerträger, die Pioniere der grossen Arbeitersache, Männer, die durch ihre Arbeit, ihre Intelligenz, ihr gegenseitiges Vertrauen und ihre Erfolge beweisen sollen, dass die Arbeiter ohne die Kapitalisten auskommen und sich selbst genügen können..

Die Herrschaft des Unternehmertums abschaffen und unseren eigenen Arbeitsordnungen gehorchen; arbeiten nicht unter den Geisselstichen der kapitalistischen Hungerpeitsche, sondern unter der freiwillig anerkannten Disziplin: wie schön ist dieses Los, wie gross ist dieses Werk, Genossen! Seien wir glücklich und stolz darauf, zu der Vorhut der proletarischen Armee zu zählen, zu der Gruppe, auf die unsere ganze Klasse ihr Vertrauen und ihr Hoffen setzt! Aber denken wir auch daran, dass, wie aller Anfang, so auch unser Anfang schwer sein muss! Mit unseren schwachen Mitteln müssen wir gegen die Titanen der kapitalistischen Wirtschaft ankämpfen und ermangeln doch fast alles dessen, was zum Siege führt; uns bleibt nichts, als das Vertrauen in uns selbst, die Liebe zu unserer Sache und der Glaube an ihre Zukunft. Arbeiten wir, kämpfen wir, weihen wir uns der Arbeiterfabrik, denn wir müssen uns offen eingestehen, dass unser Betrieb in der ersten Zeit höchstens das selbe zahlen kann, wie seine kapitalistischen Konkurrenten. Aber zu eurem Lohn kommt noch etwas hinzu: Ihr habt die Freiheit und die Freude, bei euch selbst zu arbeiten und für uns alle. Und das bedeutet schon viel. Die schwachen und armen Betriebe sind nicht in der Lage, viele finanzielle Vorteile zu bieten, und wir werden gewiss eine Zeitlang arm bleiben. Nicht jeder-

mann ist zum Apostel geboren, niemand kann gezwungen werden, es zu sein, und manche unter uns ermangeln der Mittel, den Kampf durchzukämpfen und die Folgen der Schlacht zu tragen. Mögen nur diejenigen, die die Schwierigkeiten eines Anfanges, wie es der unsere ist, nicht überwinden können, uns frank und frei sagen, wie es mit ihnen steht; mögen sie nach Belieben anderwärts Arbeit suchen, und wir werden uns bemühen, an ihrer Stelle andere Mitkämpfer zu finden; seid versichert, wenn wir uns trennen müssen, so werden wir uns als gute Kameraden trennen! Aber unser Werk, das kühne und schöne Werk, wird nicht untergehen, was auch immer kommen möge. Wenn es mit Paul nicht vorwärts geht, dann geht's mit Jakob; wenn es mit Jakob nicht geht, dann wird es mit Julius gedeihen, aber es wird vorwärts gehen, weil es vorwärts gehen muss, für den Triumph unserer genossenschaftlichen Ideen und des Sozialismus.

Ich wiederhole: Unser Anfang wird noch eine Zeitlang schwer bleiben, so wie ich es euch frank und frei bei eurem Eintritt in den Betrieb gesagt habe; aber bedenkt auch wohl, dass unsere Fabrik das einzige Mittel ist, um uns vom Unternehmertum zu befreien. Ein Schneider, ein Schuster oder ein anderer Handwerker kann sich noch hier und da und ganz allein aus der Lohnknechtschaft lösen und selbst Unternehmer werden. Wir aber, die Sklaven der Grossindustrie, wir können niemals als einzelne unsere Ketten zerbrechen und uns wirtschaftlich frei machen. Wir können nur durch die Genossenschaft zur Freiheit gelangen, weil wir als einzelne der Kampfmittel ermangeln, und weil die kapitalistische Gesellschaft nicht aus einer grossen Zahl von kleinen, mittleren und grossen Unternehmern bestehen kann. Unser Los ist geworden. Entweder müssen wir Proletarier bis ans Grab bleiben, oder wir werden vermittelst der Genossenschaft und auf Grund des Gemeineigentums Fabrikanten. Ein drittes gibt es nicht. Nun wählt. Noch einige Halbjahre Arbeit zu Bedingungen, die wir alle gebessert zu sehen wünschen, und das Morgenrot bricht an, strahlend, warm, und schön, voll Hoffnungen. Zwistigkeiten, Streit und Mutlosigkeit unter uns, das bedeutet den Tod für unser Unternehmen, einen Zusammenbruch für unsere Sache und für unsere Klasse. Aber es gibt etwas, was mir sagt, dass das Unternehmen auf euch zählen kann, dass ihr mit leidenschaftlicher Hingabe dafür arbeiten, und dass ihr siegen werdet.

Ich habe euch vorhin von dem Handwerker erzählt, der selbständiger Unternehmer werden will. Was tut er, um zu seinem Ziel zu gelangen? Arbeiten! Tag und Nacht, Wochentags und Sonntags und Festtags, er und seine Frau und seine Kinder. Dieser Sklave, der sich befreien will, begreift, dass er nur durch eine übermenschliche Anspannung sich loskaufen kann. Tatsächlich fehlt ihm alles, um zu siegen: er hat kein Kapital und keinen Kredit, keine Kundschaft und keine Maschinen, keine Handelsverbindungen, mit einem Worte: nichts. Doch! Er hat etwas: Er hat seine Hartnäckigkeit, seinen stahlharten Willen, die Wut des gefesselten Tieres, das seine Ketten schüttelt, bricht, zerbeisst, zerreist, um sich frei unter den Strahlen der befreienden Sonne hinstrecken zu können. Durch die Arbeit allein, ganz allein, wollen er und die Seinigen das ersetzen, was ihnen fehlt, um den Erfolg zu erringen; und wenn er sein Ziel erreicht, so geschieht es dank seiner unablässigen Arbeit, ohne Rast und Ruhe. Nun wohl, liebe Genossen, in unserm kleinen Betrieb befinden wir uns gegen den grossen Fabrikanten in der selben Lage,

wie der einzelne Handwerker gegen den grossen oder mittleren Unternehmer. Auch wir entbehren aller Hilfsmittel, auch wir finden nur in der Arbeit und in unserer Arbeit ganz allein, die Waffen für die entscheidende Schlacht. Ans Werk! An die Arbeit! Hinein ins Kampfgewühl! Hier müssen wir beweisen, dass die Befreiung der Arbeiter das Werk der Arbeiter selbst sein wird. Lasst uns alle voll Eifer, voll Sorgfalt und Klugheit arbeiten. Wir wollen uns ganz dem Unternehmen weihen, ohne zu zählen, wie die Mutter die Brust ihren Kindern reicht. Hier dürfen wir nicht weniger, nein, hier müssen wir mehr und besser arbeiten, als in der Fabrik eines Unternehmers, um zunächst unseren Lohn und dann das Kapital zu verdienen, das diesen Betrieb grossmachen und uns in der Folge zu Herren über andere Fabriken machen soll. Wenn wir alle, Männer und Frauen, von dem Willen zum Siege erfüllt sind, dann siegen wir. Wenn ich vom Willen zum Siege spreche, dann denke ich an einen unbeugsamen Willen, gleichsam von Stahl. »Ach Gott, mein Kind wird sterben!« jammert die Mutter. Aber der Arzt sagt ihr: »Liebe Frau, die Wissenschaft und Ihre Pflege können Ihren Sohn retten.« Da antwortet die Mutter: »Meine Pflege kann meinen Sohn retten? Mein Sohn ist gerettet!« Und von dem Augenblick an kennt sie keine Rast und Ruhe mehr. Der Wille, das geliebte Wesen zu retten, gibt ihrem schwachen Körper Kräfte, die man nimmer geahnt hatte. Und das Ende? Das Kind wird gerettet! Der Wille, die Liebe und die Wissenschaft haben über den Tod den Sieg davongetragen!

Seid darum nicht verzweifelt, weil euch eine Lohnerhöhung abgeschlagen ward. Unsere Gründe haben euch, so hoffe ich, überzeugt, dass wir im Aufsichtsrat das Vertrauen, das man auf uns gesetzt hat, missbraucht hätten, wenn wir aus Schwäche oder Freundschaft uns hätten hinreissen lassen, das Unternehmen der Gefahr des Zusammenbruchs auszusetzen. Denkt über das nach, was ich euch gesagt habe, und ich bin sicher, dass ihr mir im Grunde eures Herzens recht geben werdet. Nun lasst uns alle, Mann und Weib, an unsere Arbeit gehen mit dem festen Entschluss, zu siegen! Und in kurzer Zeit wird das Unternehmen und das genossenschaftliche Prinzip uns alles geben, was sie geben können, und tausendmal mehr, als der Kapitalismus uns geben könnte oder möchte. Herrliche Tage harren unserer. Herrlich durch das, was sie bringen, aber auch deshalb, weil wir uns dann stolz sagen können: Wenn wir heute Schnitter sind, wir waren auch die Säemänner.

XX

JOSEF BLOCH · BERNARD SHAW ÜBER SEINE STELLUNG ZUR DEUTSCHEN SOZIALDEMO- KRATIE

BERNARD Shaw hat kürzlich an das *Berliner Tageblatt* einen Brief geschrieben, in dem er in seiner Weise die deutsche Sozialdemokratie einer höchst abfälligen Kritik unterzog. Der Brief enthielt manch richtige Bemerkung, soweit rein psychologische Feststellungen in Frage kamen; aber er war an eine ganz falsche Adresse gerichtet. In seiner grotesken — vielleicht etwas absichtlichen — Verkennung der Ver-